

LORENZ S. BECKHARDT

Der Jude mit dem Haken- kreuz



*Meine
deutsche
Familie*



aufbau



Lorenz S. Beckhardt

**Der Jude mit dem
Hakenkreuz**

Meine deutsche Familie

 aufbau digital

Inhaltsübersicht

Brit Mila

I

Die Rückkehr

Ein fortgesetzter Boykott

Hände an die Hosennaht

Juden an die Front!

II

Da geht noch was

Lina

Wer hat Angst vorm braunen Mann?

Jüdische Nazis

III

Untertauchen im Häusermeer

»Männer, auf die wir stolz sind«

Der Juddebembes singt ein Hitlerjugendlied

Der Sinn von Pessach

Oliver Twist

The Sheffield Blitz

IV

Buchenwald

Weglegen Eins

Friendly Enemy Aliens

Weglegen Zwei

Zu den »Gunnern«

V

»In Wiesbaden sehr bekannter Fall«

Die SA trägt wieder Zivil

Wiederjudmachung

VI

Liebe

Das Wohnzimmer der Antifaschisten

Weglegen Drei

VII

Du bist doch Jude!

Juden zu Besuch

Hebräisch für Aufsteiger

VII

Die »Arier« sterben aus

Anhang

Glossar

Literatur

Bildnachweis

Dank

Informationen zum Buch

Über Lorenz S. Beckhardt

Impressum

Wem dieses Buch gefallen hat, der liest auch gerne ...

Für
Franziska und Abraham Beckhardt,
Johanna und Emil Neumann,
Paula und Rudolf Boldes und die anderen

Mein Judentum war mir gleichgiltig,
sagen wir: es lag unter der Schwelle meines Bewusstseins.
Aber wie der Antisemitismus
die flauen, feigen und streberischen Juden zum
Christentum hinüberdrückt,
so hat er aus mir mein Judentum gewaltig hervorgepresst.

Theodor Herzl

Brit Mila

Es schmerzt, aber es fühlt sich gut an. Ein kleiner Raum, vier Menschen sehen mich an. Ich verharre bewegungslos auf einer Liege. Langsam hebt sich mein Kopf. Ich liege in einem weiß gekalkten Behandlungszimmer. Die ersten Minuten eines Neugeborenen. Die vier liegen sich in den Armen. Ihr Lachen und Weinen kreist um mich wie ein auf- und abschwellender Geräuschteppich. Mein Vater, klein, alt und noch immer nicht ergraut, strahlt wie ein beschenkter Lausbub und hält den Mohel, leicht untersetzt, Brille, dunkler Vollbart, an seine Brust gedrückt. Ulrike, meine Frau, schlank, schön und verheult, schlingt schwer atmend ihre Arme um die Frau des Mohel, und ihre Tränen hinterlassen Wasserflecken auf deren weißer Bluse.

Ich liege bewegungslos auf einem Operationstisch, hefte meinen Blick mal an die Decke, mal auf Ulrikes Gesicht, halte ihre Hand fest umklammert. Nervös warte ich auf den Schmerz, doch er kommt nicht. Eine Spritze sticht unter die Haut, dann tritt Stille ein, und ich höre, wie der Mohel mein Fleisch schneidet, ein Geräusch, wie wenn man schweren Filz mit einer Schere durchtrennt. Er zieht die Adern heraus, aus denen mein Blut sickert, bindet sie zu und vernäht die Wunde mit acht Fäden.

Mein Vater ist achtzig Jahre alt, und zum ersten Mal in meinem Leben sitzt er wie ein Jude vor mir. Er trägt eine blaue Kippa mit hellem gemusterten Rand, und von einem Holzstuhl an der Wand aus beobachtet er das Ritual mit wachen Augen. Der Stuhl neben ihm ist mit einer gehäkelten Decke verziert. Hier soll, wenn er denn kommt, als ein weiterer Zeuge der Prophet Eliyahu sitzen, der Vorbote des Messias. Der Mohel trägt eine Kippa aus blauem Samt, auf der goldene Sterne funkeln. Er beginnt die Zeremonie, indem er seine Hand auf mein Bein legt: »Baruch ata Adonai, Eloheinu, Melech ha Olam, ascher kidschanu be Mitzwotaw we ziwanu al ha Mila – Gelobt seiest Du Herr, unser Gott, König der Welt, der Du uns durch Deine Gebote geheiligt und uns die Beschneidung befohlen hast.«

Mein Vater erhebt sich und antwortet: »Baruch ata Adonai, Eloheinu, Melech ha Olam, ascher kidschanu be Mitzwotaw we ziwanu lehachnisso be Brito schel Awraham avinu – Gelobt seiest Du Herr, unser Gott, König der Welt, der Du uns durch Deine Gebote geheiligt hast und uns befohlen hast, ihn in den Bund unseres Vaters Abraham aufzunehmen.«

»So, wir sind fertig«, der Mohel reibt seine Handflächen gegeneinander. Mein Puls schlägt ruhiger. Das Blut strömt zurück in meine Glieder. Nachdem uns der Mohel vor der

Zeremonie den Eingriff medizinisch erläutert hat, offenbart er mir beiläufig und ahnungslos ein Geheimnis, als er meinen Vater nach dessen jüdischem Vornamen fragt, den er in die Urkunde eintragen will, die die rituell korrekt durchgeführte Beschneidung dokumentiert. Einen jüdischen Vornamen braucht, wer in der Synagoge aufgerufen wird, aus der Tora zu lesen, aber Kurt, da bin ich mir sicher, hat nie in der Bibel gelesen. Kurt hat keinen jüdischen Namen.

Ihre jüdischen Vornamen hielten die Juden seit dem Mittelalter vor der christlichen Welt verborgen. In unserer Familie werden sie seit drei Generationen nicht mehr vergeben. Ich bin fünfundvierzig Jahre alt und kenne die Namen meines Vaters. Der Mohel hält den Füllfederhalter schwebend über dem Formular und sieht meinen Vater über den Brillenrand fragend an.

»Yehuda ben Joseph«, antwortet Kurt. Erstaunt sehe ich meinen Vater an. Yehuda, Sohn des Joseph. Wenn Kurt einen jüdischen Namen trägt, dann besaß auch Fritz einen solchen, den er sicher weder gemocht noch je benutzt hat. Mein Großvater, der »Jude mit dem Hakenkreuz«, hat demnach – wie es die rabbinische Tradition fordert – am achten Tag nach seiner Geburt den Namen »Joseph Ben Abraham« erhalten.

Ich selbst erhielt das Zeichen des Bundes, den der Ewige mit Abraham und seinen Nachkommen schloss, am 28. Aw

des Jahres 5767, und mein Name ist Schlomo.
Schlomo ben Yehuda.

I

Die Rückkehr

Das der Krieg längst vorbei war, konnte man in Sonnenberg riechen. Ein wunderbarer, die Nase erfüllender Kaffeeduft verbreitete sich, überdeckte die milde Herbstluft eines sonnigen Oktobertages und strömte durch alle Gassen, bis es schließlich das ganze Dorf roch: Fritz Beckhardt war wieder da. Mein Großvater hatte als Erstes den Kaffeeröster angeheizt, der unübersehbar seit 1926 das ganze rechte Schaufenster seines Ladens füllte. Da stand er in einem weißen Kittel und blickte konzentriert auf das runde Sichtfenster in der von einer Gasflamme erhitzten Trommel, in der die Kaffeebohnen durch eine Schaufel unablässig gerührt wurden. Er beobachtete die allmähliche Verfärbung der Kaffeebohnen und entnahm gegen Ende der Röstung in immer kürzeren Abständen kleine heiße Probemengen, um bloß nicht den Moment zu verpassen, in dem die Bohnen das richtige Braun und der Kaffee damit das gewünschte Aroma hatten. Kaffee rösten, das konnte nur er im Dorf, das war schon immer eine seiner großen Leidenschaften gewesen, die ihm zudem einen Vorsprung vor den Konkurrenten verschaffte.

Brasil Santos hieß die Kaffeearsorte, die Fritz am häufigsten verwendete. Sie war das Rückgrat seiner Mischungen, der milden, der würzigen, der magenschonenden oder der preiswerten Haushaltsmischung. Der grüne Rohkaffee lagerte in großen Säcken im Zoll in Biebrich, in einem Wiesbadener Vorort direkt am Rhein. Von dort hatte Kurt, mein Vater, am Tag zuvor nur wenige Kilogramm geholt, denn Kaffee war 1950 ein Luxusgut, auf dem neben dem Einfuhrzoll auch noch hohe Steuern lagen und den sich folglich nur wenige Kunden leisten konnten.

Bis 1933 war das eigenhändige Mischen und Rösten von Kaffee für Fritz noch ein gewinnbringendes Geschäft gewesen. Er verkaufte den Kaffee nicht nur im eigenen Laden, sondern belieferte auch zahlreiche Gaststätten in der Umgebung. Doch 16 Jahre später kauften die Sonnenberger das braune Luxuspulver nur fünfziggrammweise, wenn überhaupt.

An jenem Herbsttag des Jahres 1950 stand Fritz in seinem Schaufenster, röstete Kaffee und wartete auf Kundschaft, aber niemand kam. Es war der Tag der Wiedereröffnung des Geschäfts, das Fritz im Februar 1934 nach einem vernichtenden Boykott der örtlichen Bevölkerung hatte schließen müssen. Mit einem altmodischen Vervielfältigungsapparat hatten er und Kurt am Vortag

stundenlang Flugblätter hergestellt. Die Preise der Waren hatten sie von Hand in eine Wachsmatrize gekratzt, diese in einen rechteckigen Kasten gelegt, in dessen Deckelklappe ein Tuch eingespannt war. Zwischen Matrize und Tuch wurde ein Blatt Papier gelegt, das Tuch wurde heruntergedrückt und mit schwarzer Farbe bestrichen. So hatten sie jedes Flugblatt einzeln gedruckt, und Kurt hatte sie danach bis zur hereinbrechenden Dunkelheit im Dorf verteilt. Mehr Werbung war nicht drin, zu mehr reichte das Geld nicht. Als Fritz am nächsten Morgen das Geschäft aufschloss, war er noch guter Dinge, und Kurt lief an seinem ersten Tag als Juniorchef eines, wie er vom Hörensagen wusste, einstmals erfolgreichen Unternehmens nervös hinter der Theke auf und ab.

Das Innere des Ladens hatte sich nicht verändert, seit Karl Pfeiffer das Geschäft übernommen hatte. Der Nazi hatte keinen Pfennig in eine neue Ausstattung investiert, als hätte er geahnt, dass der Jude überleben und zurückkommen werde. Den Kaffeeröster, den Pfeiffer nicht bedienen konnte, hatte er im Schaufenster verstauben lassen. Die Eingangstür aus Glas mit braunem Holzrahmen stammte noch von 1898. Das zweite Schaufenster links vom Eingang zeigte Stoffe und Textilien, denn die Firma existierte seit mehr als hundert Jahren als Gemischtwarenhandlung. An den Wänden des

Verkaufsraums standen deckenhohe Regale voller Textilien und aufeinandergeschichteter Stoffballen.

An der Stirnseite befanden sich Schränke mit Schubladen für Lebensmittel. Weiße Emailschilder verrieten, ob sich Weizen- oder Roggenmehl, Zucker, Kaffee, Tee, Reis, Nudeln oder Hülsenfrüchte darin befanden. Ein Speiseölbehälter aus Zink, mit einem gläsernen Abfüllstutzen, der auf einen ganzen, einen halben und einen viertel Liter geeicht war, hing an der Wand. Ringsum lief eine schwere Eichentheke, vor der die Kunden üblicherweise auf Bedienung warteten. Die Luft im Raum war trocken, und wenn Fritz nicht gerade Kaffee röstete, roch es nach Staub und Mottenpulver. Pausenlos brannten ein paar Glühbirnen, denn es drang nur wenig Tageslicht durch die vollgestellten Fenster.

Fritz blickte hinaus auf die Straße. Pfeiffer hatte, als absehbar war, dass er das Haus und das Geschäft zurückgeben müsse, auf der gegenüberliegenden Straßenseite einen Schuppen angemietet und seine Waren hinübergetragen. Es war ein ebenerdiger Verschlag mit einer Fläche von etwa drei mal sechs Metern, dessen Außenwände zur Hälfte aus Backsteinen und darüber aus Holz waren.

Abends beleuchtete eine schummrige Gaslaterne die Straße, die kleinen Fenster mit den spärlichen Auslagen

und die klapprige Holztür. Vor dem Verschlag war ein Gemüsegarten mit grünen Latten eingezäunt, hinter dem der Rambach vom Taunus herab Richtung Wiesbaden floss. Bis auf die Gaslaterne, die mittlerweile durch eine elektrische ersetzt war, sah ich diese Straßenszene während meiner Kindheit, wenn ich aus dem Fenster blickte.

Ein paar Kunden näherten sich Pfeiffers Schuppen, blieben auf dem Trottoir stehen und blickten herüber. »Alte Kameraden«, murmelte Fritz und zuckte mit den Schultern. Dann hob er die Thekenplatte hoch und verschwand im hinteren Lagerraum, in dem Fässer mit Essig, Speiseöl und Heringen standen, daneben Kisten mit Waschmitteln, Säcke mit Erbsen, Linsen und Graupen. In einem Innenhof zum Nachbarhaus, in dem bis 1934 Fritz' Schwiegereltern gewohnt hatten, stand ein Metallfass mit Handpumpe, in dem sich Petroleum für Lampen befand.

Kurt war jetzt allein und unbeobachtet im Verkaufsraum und begann an der Registrierkasse Marke »National« und der schweren »Toledo«-Waage zu hantieren, denn deren Benutzung war ihm fremd. Er hatte noch nie im Leben irgendetwas verkauft und fühlte sich unwohl in seinem gestärkten weißen Kittel. Gegen Mittag betrat meine Großmutter Rosa Emma den Laden und rief den Sohn zum Essen. Kauend und schweigend, erinnert Kurt, saßen die Eltern ihm gegenüber. »Für meinen Vater war es ein

Schock, denn er hatte fest mit seiner alten Kundschaft gerechnet«, erzählt Kurt. »Er hat geglaubt, er sei hier willkommen.«

In den ersten 20 Jahren meines Lebens existiert er für mich nicht. Ich kenne nur ein einziges Foto von Fritz, das in einem Rahmen auf der eichenfurnierten Kommode in Rosa Emmas Wohnzimmer steht. Neben dem Bild stehen ein bunter Papagei aus Porzellan und ein hölzerner Storch, dessen Farbe stark abgeblättert ist. Der Storch hat eine hohle Brust, in der eine silberne Taschenuhr steckt. Storch, Papagei, Uhr - das sind die Überbleibsel von Rosa Emmas Eltern Emil und Hannchen Neumann.

Rosa Emma Beckhardt, geborene Neumann, ist eine Dulderin. Nur so hat sie neben Fritz überleben können. Hat sein unerschütterliches Selbstbewusstsein ertragen, seinen eisernen Willen, der keinen Widerspruch duldet, seinen bisweilen wolkenbruchartigen Zorn.

Werktags esse ich mit ihr das Abendbrot, während meine Eltern noch im Laden stehen. Rosa Emma spricht nicht viel, weder mit den Kunden, wenn sie an der Registrierkasse im Laden sitzt, noch mit uns. Nie erfahren wir, ob das Leben mit Fritz noch Teil ihrer Gedanken ist.



Fritz

Ich ahne auch nicht, dass sich in der Kommode, vor der ich allabendlich mit Rosa Emma beim Fernsehen sitze, eine wertvolle Schatulle befindet, in der sich, auf blauen Samt gesteckt, die höchsten Orden des deutschen Kaiserreiches verbergen. 50 Jahre nach Fritz' Tod schreiben mir ältere Herren euphorische Briefe. Ich habe die Medaillen einer Handvoll Experten aus der Sammlerszene für Orden und Ehrenzeichen gezeigt. Fritz sei einer »der höchst dekorierten Mannschaftsdienstgrade im 1. Weltkrieg«

gewesen, schreiben sie. Als Unteroffizier habe er die »höchste Tapferkeitsauszeichnung« erhalten, die dem »Pour le Mérite mit Eichenlaub« der Offiziere entspräche.

Was die Herren begeistert, ist ein Eisernes Kreuz mit einem Lorbeerkranz, goldenen Schwertern und einem Preußenadler, das die Inschrift »Vom Fels zum Meer« trägt. 1936 erscheint eine Liste der Träger des »Inhaberkreuzes«, auf der die Namen zweier Juden fehlen: Edmund Nathanael und Fritz Beckhardt. Die Nazis stuften den Orden damals als »höchste Kriegsauszeichnung« ein. Vor den Inhabern, die einen monatlichen Ehrensold von 20 Reichsmark erhalten sollten, hatte »jeder Posten der Wehrmacht durch Präsentieren des Gewehrs die Ehrenbezeugung zu erweisen«. Das Bild gefällt mir. Ich sehe Fritz, wie er im Morgengrauen durch das Konzentrationslager zum Steinbruch marschiert, die Brust vorgereckt, den Spaten über der Schulter. Am Wegrand steht die Postenreihe der SS und präsentiert das Gewehr.



»Kreuz der Inhaber des königlichen Hausordens der Hohenzollern mit Schwertern«, eine Auszeichnung, die im Ersten Weltkrieg nur 18-mal vergeben wurde.

War Fritz ein Nazi? Diese Frage hätte ich mir stellen müssen, hätte ich seine Schatulle früher gefunden, denn in ihr verbarg sich ein geheimnisvolles Medaillon, das ich den Herren nicht zeigte, ein silbernes Stück mit einem Durchmesser von kaum zwei Zentimetern. Als ich es Jahrzehnte später zwischen den Fingern drehe, fühle ich, dass ich den Schlüssel zu Fritz' Leben in der Hand halte.

Fritz hat das Medaillon ein einziges Mal erwähnt, als er im August 1933 für den *Schild*, die Zeitschrift des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten, einen Bericht über seine Kriegserlebnisse schrieb. Er nannte es: »dieser kleine

Talisman«. Den Bericht kannte ich lange nicht, und so kam ich erst spät hinter das Geheimnis des verstörenden Medaillons.

Angelockt von einem Schaufenster voller Bücher mit deutschen Titeln, betrete ich in den 1980er Jahren das Antiquariat Pollak in der King George Straße in Tel Aviv. Es ist ein kleiner Laden mit übervollen Regalen. Auf dem Boden und auf Tischen haben sich aus Bücherstapeln Bücherberge und aus Bücherbergen Büchergebirge gebildet. Hinter einem eingestürzten Bücherberg sitzt ein Männlein, so klein, grau und verknittert, wie ich mir Rumpelstilzchen vorstelle. Rumpelstilzchen spricht ein akzentfreies Deutsch und erzählt mir, dass die Bücher in den 30er und 40er Jahren des 20. Jahrhunderts von deutschen Juden nach Palästina gebracht wurden. Nun brächten die der deutschen Sprache nicht mächtigen Enkel die Bücher zu Pollak und machten sie zu Geld.

Ich beginne mit Rumpelstilzchen über Israel und Deutschland zu plaudern, über die Geschichte unserer Familien, und ich berichte das wenige, das ich über Fritz weiß, bis er mich durch eine Armbewegung unterbricht und im hinteren Teil des Ladens in einer von Bücherbergen gesäumten Schlucht verschwindet. Zurück kehrt er mit einem Buch, auf dessen Titelbild Fritz in einem Kampfflugzeug aus dem Ersten Weltkrieg sitzt. Auf Seite 49

ist das rätselhafte Medaillon erwähnt. Der Autor nennt es »das Hakenkreuz des Juden Beckhardt«.

Über sich selbst sprach Rosa Emma nie. Nichts in ihrem Leben schien Bedeutung gehabt zu haben. Sie konnte einen Raum betreten und dabei unsichtbar bleiben, getarnt durch einen geblühten Kittel, den sie wie eine zweite Haut trug. Im Kittel saß sie hinter der Kasse des Ladens, schlich sie durchs Haus, kaute sie neben mir ihr Abendbrot. Ihre noch im hohen Alter schwarzen Haare trug sie in einem Netz verschnürt. Aus ihrem Gesicht stach zwischen großen braunen Augen und einem schmallippigen Mund eine mächtige knöcherne Nase hervor.

Eine Nase, an die ich mich stets erinnere, wenn ich antisemitische Zeichnungen sehe, denn sie hatte die Form, die karikierte Juden trugen, mit denen der *Stürmer* seine Geschichten illustrierte. Rosa Emma, so viel ahne ich, wird ihre Nase nicht gemocht haben, denn an ihr konnte jeder tumbe Judenhasser die Jüdin »erkennen«. Ich allerdings erkannte die Jüdin ebenso wenig wie ich einen Juden entdeckte, wenn ich in den Spiegel sah.

Wie sie selbst, so war auch Rosa Emmas Abendbrot von großer Schlichtheit. Dabei hätte sie sich großzügig in unserem Laden bedienen und Lachs, Roquefort und Gänseleberpastete auftischen können, dazu Rheingauer Riesling und für mich Limonade. Doch auf dem Tisch stand

ein Korb mit abgepacktem Graubrot, eine Dose Ölsardinen, Margarine, eine Kanne Tee und das »Wutzje«.



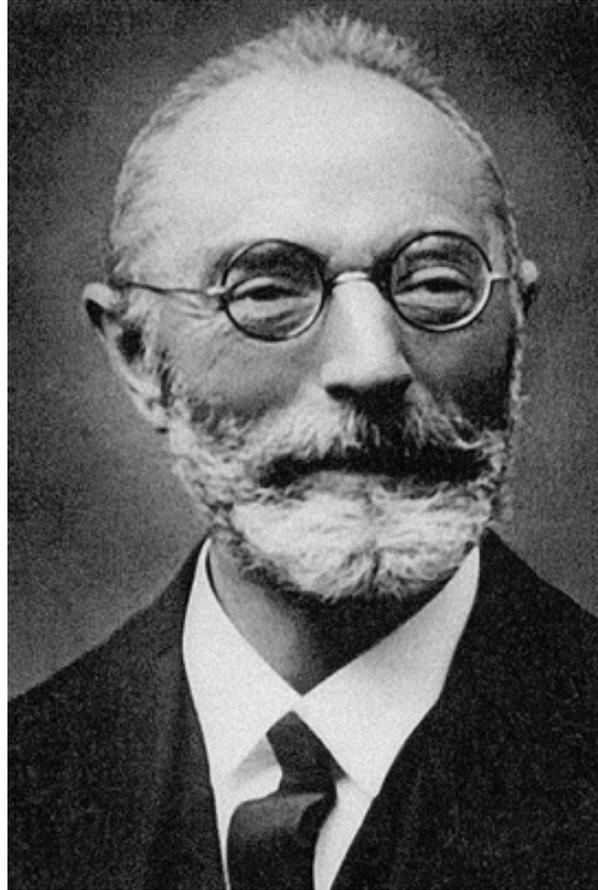
Rosa Emma, 1980

Ein »Wutzje« ist im hessischen Idiom ein Ferkel. Bei Rosa Emma jedoch war es das Teesieb, das stets neben der Teekanne in einer Plastikschielle lag. Den Ursprung der Bezeichnung kenne ich nicht, aber das Wort trage ich seither mit mir herum. Sie hat es mir vererbt. Vermutlich stammt »Wutzje« aus dem sprachlichen Nachlass ihrer Eltern, vermutlich gehört es zu dem wenigen, was sie Rosa Emma hinterließen. Die Fotos der bescheidenen Alten

hingen neben dem von Fritz an der Wand. Meine Urgroßmutter Johanna Neumann, genannt Hannchen, pausbäckig, die grauen Haare aus der Stirn gekämmt, dunkle Augen, eine fleischige Nase und ein sinnlicher Mund. Hannchen war mit sich und der Welt zufrieden, als das Foto Mitte der 1920er Jahre entstand. Ihr Mann Emil wirkte mit der hohen Stirn, der Nickelbrille und dem weißen Vollbart wie das Klischee des Rabbiners, der bei jeder Gelegenheit einen Witz zum Besten gibt. »Er war eine Seele von Mensch«, erinnert Kurt den Großvater, »voller Wärme und Zärtlichkeit«.



Johanna Neumann, genannt Hannchen



Emil Neumann

Von meinen Urgroßeltern kannte ich als Kind nicht einmal die Namen. Auch über sie fiel nie ein Wort. Dass sie lange tot waren, schien mir nicht ungewöhnlich. Hätte ich nach ihnen fragen sollen? Worte wie »Theresienstadt« und »Treblinka« hätte Rosa Emma ohnehin nie in den Mund genommen, da sie fürchtete, sie könne uns mit ihnen verletzen.

Auch Kurt sprach weder über die Großeltern noch über den Vater. Von Fritz kannte ich außer der einen Fotografie nur die Geschichte vom alten Mann, der mich weinend in

den Armen hielt, als der Tod für ihn nur noch eine Frage von Tagen war. Obwohl ich der dritte männliche Enkel war, hatte er in mir den Stammhalter gesehen. Meine Cousins trugen nicht seinen Namen, und sie waren Engländer. Fritz achtete die Engländer, aber er mochte sie nicht. Mit welchem Gefühl ging er, als er kurz nach meiner Geburt starb? Wagte er sich einzugestehen, dass das Deutschland, von dem er ein Leben lang geträumt hatte, ein Albtraum war? Oder schämte er sich, weil er an der Heimat gescheitert war? Der Vater totgeschlagen, die Schwester, der Schwager, die Schwiegereltern verschleppt nach Auschwitz, Treblinka und Theresienstadt. Mit Gewalt verdrängte er das, er, der den Ersten Weltkrieg und das KZ überstanden, Hitler, den dreckigen Melder aus dem Schützengraben, und Göring, den ehrgeizigen Geschwaderkameraden, überlebt hatte. Mit dem Selbstbild als Opfer konnte Fritz nicht leben. Selbst die Nazis hatten seine Kämpfernatur nicht gebrochen. Das vermochte erst die Wiedergutmachungsbürokratie der Bundesrepublik Deutschland.

Ein fortgesetzter Boykott

Am 27. August 1814 spazierte Johann Wolfgang von Goethe, der gerne und häufig in Wiesbaden weilte, durch

den Kurpark am alten Wiesbadener Kurhaus vorbei und weiter nach Sonnenberg. Er wollte »in der Nähe eines alten Schlosses« den Vorabend seines 65. Geburtstages feiern. Es darf angenommen werden, dass Goethe Sonnenberg genauso erlebte, wie es ein Jahrhundert später der Wiesbadener Kur- und Verkehrsverein beschrieb: »Bei einem vorspringenden Bergrücken eröffnet sich überraschend der Ausblick auf einen Talkessel, aus dessen Mitte ein Fels mit der Ruine Sonnenberg aufragt. Drunten liegt das Örtchen mit seinen roten Dächern und seinen rauchenden Schornsteinen. Der Fremde ist erstaunt, in nächster Nähe der modernen Weltkurstadt ein so malerisches Stück Mittelalter zu finden.«

Das »alte Schloss« war die Burg Sonnenberg, zu deren Füßen sich just zu der Zeit, als Goethe den Ort besuchte, eine Handvoll Sonnenberger Juden eine Existenz aufbaute. Der erste von ihnen, der mir in den Archiven begegnet, war der Schreiner und Glaser Nathan, der Anfang des 16. Jahrhunderts beim Bau des Wiesbadener Schlosses mitgearbeitet hatte. In den folgenden 200 Jahren scheint es keine Juden in Sonnenberg gegeben zu haben, denn 1756 richtete die Gemeinde ein Gesuch an den Nassauer Herzog, den einst blühenden Jahrmarkt wieder einzuführen. Die Sonnenberger beklagten sich, dass »Juden und Viehhändler« den Ort »seither nicht besucht« hätten, weshalb sie der Obrigkeit vorschlugen, man möge die

Juden vom Leibzoll befreien, einer Abgabe, die immer dann fällig wurde, wenn ein Jude oder ein Stück Vieh die Grenze einer Gemarkung passierte. Die Sonnenberger verfielen gar auf die Idee, die Obrigkeit solle den Juden den Besuch des Marktes befehlen. Im Jahre 1806 schließlich wurde der Leibzoll für Juden im Herzogtum Nassau abgeschafft.

Bald darauf ließ sich der verwitwete Eisen- und Ellenwarenhändler Moses Abraham, »Sohn des Abraham Moses, Handelsmann in Bierstadt, und der Salome Samuel« aus dem benachbarten Bierstadt, in Sonnenberg nieder und zog in das Haus seiner zweiten Frau, das der Burgmauer gegenüber lag. Bevor er umziehen konnte, musste er als sogenannter Schutzjude seinen Landesherrn um Erlaubnis bitten. Der neue Wohnort Sonnenberg wurde in seinen Schutzbrief eingetragen, ferner hatte er ein Schutzgeld zu zahlen, eine Sondersteuer nur für Juden, die ihm erlaubte, in Sonnenberg zu leben und zu arbeiten.

Am 24. September 1829 beantragte der 33-jährige Moses für sich und Jacob, seinen Sohn aus erster Ehe, den Umzug nach Sonnenberg und die Erlaubnis, die vier Jahre ältere Bräunle Samuel zu heiraten. Das Gesuch wurde öffentlich ausgestellt und rief bei den ortsansässigen jüdischen Konkurrenten Protest hervor. Die Händler Abraham und Marx Heyum machten im Oktober 1829 eine Eingabe, um Moses den Umzug zu verbieten, da er bereits »seine Haushaltung ohne erhaltene Erlaubniß nach Sonnenberg

verleget und betreibt daselbst nun seinen frühern zu Bierstadt betriebenen Handel. Dieser Moses Abraham uns und namentlich den Marx Heyum beeinträchtigt.« Der Eingabe wurde nicht stattgegeben.

Bräunle Samuel war mit 38 Jahren eine »alte Jungfer«, aber sie hatte Geld. In der Sonnenberger Gemeinderechnung von 1829 wurde sie neben fünf jüdischen Familien als einzige ledige Frau und Judensteuerpflichtige verzeichnet. Die Eltern Gulla und Samuel waren bereits gestorben. Der Vater, ein alteingesessener Sonnenberger Schutzjude, hatte ihr ein Textilgeschäft und ein Vermögen von 400 Gulden hinterlassen.

Moses Abraham gehörte zu den wohlhabenderen Juden, denn wer einen herzoglichen Schutzbrief erhalten wollte, musste ein Vermögen von wenigstens 500 Gulden vorweisen, einer Summe, die dem mehrfachen Jahresgehalt eines einfachen Beamten entsprach. In der Mitgliederliste der jüdischen Gemeinde Sonnenbergs von 1843 ist Moses' Familie verzeichnet, die nebst ihm aus seiner Frau Bräunle und dem Sohn Jacob bestand. Die Liste wurde angelegt, um das Vermögen der Juden zu erfassen, weil die Behörden fürchteten, es könnten sich Juden im Ort ansiedeln, deren Kinder der Allgemeinheit zur Last fielen. Bei Moses war diese Sorge unbegründet: »Moses Neumann besitzt ungefähr 800 Gulden Vermögen, das Kind ist schon

erwachsen und bedarf keiner Unterstützung mehr.

Sonnenberg, den 31. August 1843, Bautz, Schultheiß«. Ein Jahr zuvor war ein Gesetz ergangen, das die Juden zwang, einen Familiennamen anzunehmen. Moses nannte sich fortan Neumann.

Die Abschaffung des Leibzolls hatte Moses den Franzosen zu verdanken, die Ende des 18. Jahrhunderts die deutschen Fürsten mit militärischer Gewalt zu »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit« gezwungen hatten. Napoleons Bruder Jérôme, der »König von Westfalen«, hatte 1807 eine auch für Nassau gültige Verfassung erlassen, die die rechtliche Gleichstellung der Juden mit ihren christlichen Nachbarn erzwang. Doch nach der Niederlage Napoleons in den »Befreiungskriegen« drehte der nassauische Großherzog das Rad der Geschichte zurück, und aus dem Staatsbürger Moses wurde wieder der Schutzjude.

Die Franzosen waren weg, aber ihre Gedanken ließen sich selbst aus dem erkonservativen Nassau nicht mehr vertreiben. Während Moses seinen Geschäften nachging, wurde in der Wiesbadener Deputiertenkammer heftig darüber gestritten, ob man es riskieren könne, die Juden von den strengen Regeln der »Judenordnungen« des Mittelalters zu befreien.

Nach der Pestepidemie von 1348, die nach christlicher Lesart von jüdischen Brunnenvergiftern verursacht worden